

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 2

Artikel: Beruf: Beamter
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Beruf: *Beamter*

*Von * * **

Wir sind an andere Bilder von Beamten gewöhnt. Die meisten kommen aus dem Publikum, das unangenehme Erfahrungen mit den Männern hinter den Schaltern macht. Hier schildert ein Beamter, wie sein Beruf auf jene, die ihn ausüben, wirkt. Der Verfasser sieht den Beamten als Gefangenen seines Amtes, als Opfer der Tretmühle, an die er gefesselt ist. Wir baten den Verfasser, doch auch von den angenehmen Seiten seines Berufes und seiner Kollegen zu schreiben. Er wollte nicht auf unseren Wunsch eingehen, weil nach seiner Meinung das Bild durch solche Zusätze nicht klarer, sondern verschwommener würde. So veröffentlichen wir den Beitrag, wie er vorliegt.

Jedesmal, wenn ich auf einem Formular die Frage nach meinem Beruf zu beantworten habe, beschleicht mich ein leises Gefühl der Unsicherheit und des Unbehagens. O, wie beneide ich dann jene, die da Lehrer, Redaktor oder auch Schreiner oder Kaufmann hinsetzen können und wissen, daß sie mit diesem einen Wort ihre Er-

werbstätigkeit voll und ganz und jedem verständlich umschrieben haben. Aber wir Kanzlisten, Aktuare, Verwaltungsgehilfen I. und II. Klasse, wir Sekretäre, Revisoren, Registratoren und Inspektoren und was derartiger Amtsträger mehr sind: haben wir denn überhaupt einen Beruf? Beamter! Ist das nicht viel mehr die Bezeichnung

eines berufslosen Zustandes, den wir, um nicht verhungern oder der Armenfürsorge zur Last zu fallen, mit einem Amt statt mit tüchtiger, nützlicher Arbeit ausgefüllt haben?

Ach, was hilft es dann, daß ich mir immer wieder sage, auch das Klassieren und Registrieren, das Verifizieren, Kollationieren und Korrigieren, das Eruieren, Kontingentieren und selbst das Mumifizieren von Gesuchen und Eingaben, das Punktieren und Richtigstellen, das statistische Erheben und das Verfassen amtlicher Schreiben in einem angelernt höflichen, möglichst unpersönlichen Stil, kurz, all das, was den Tageslauf der großen Mehrzahl von Beamten ausmacht, sei nützlich und ebenso notwendig wie das Kindererziehen, Straßenwischen und Häuserbauen?

Ich komme dann eben nicht darum herum, mich gleichzeitig zu erinnern, daß ich vor bald einem Jahr einen abschließenden Bericht über eine Frage verfaßt habe, die mich damals sehr interessiert hat und deren Abklärung drei Beamte ein gutes halbes Jahr beschäftigte, und daß dieser Bericht seither in einem Klasseur still und unbemerkt der Zeit entgegendlöst, da er endgültig ins Archiv versenkt werden kann.

Oder es fällt mir ein, daß ich gestern einen recht unwichtigen Brief diktierte, der zweimal zu mir zurückkam, weil ich « während » mit dem Dativ, statt mit dem Genitiv brauchte (was meinem unmittelbaren Vorgesetzten, der den Brief visierte, nicht gefiel) und weil ich statt « Schweizerisches Zivilgesetzbuch » nur ZGB schrieb (womit der Chef, der den Brief unterschrieb, nicht einverstanden war), und daß dieser Brief von einer Schreibmaschinenseite, nach Arbeitsaufwand gerechnet, auf rund fünfzehn gute Schweizer Franken zu stehen kam. Und so was hat der steuerzahlende Bürger zu berappen!

Freilich, ich denke dann auch daran, daß ich einmal einem alten Fraucli, dem das Schriftdeutsche Spanisch war, einen Brief in währschaftem Schweizerdeutsch schrieb, der vom Chef in einem Anfall guter Laune durchgelassen wurde, und daß mir dieses Fraucli bei einem späteren Besuch dankte

und gestand, das sei jetzt ömel auch geschrieben, daß man's verstehet.

Ja, wenn ich an dieses Fraucli denke, dann bin ich schon fast geneigt, die Frage auf dem Formular herhaft mit « Beamter » zu beantworten und dabei ein wenig stolz zu denken, daß der Beamte schließlich der Diener des Volkes sei und somit doch eine recht schöne Aufgabe habe.

Aber kaum habe ich die Feder angesetzt, so schwirrt mir schon wieder jener Kollege im Kopf herum, der monatelang überhaupt ohne jede Arbeit in seinem Büro saß. Er hatte nämlich während des Krieges kriegswirtschaftliche Arbeiten, die seinem Amte übertragen worden waren, ausgeführt, und sein Chef hatte es unterlassen, ihm nach Aufhebung des betreffenden kriegswirtschaftlichen Sektors ein neues Tätigkeitsgebiet zuzuweisen. Der Chef dagegen war während dieser Zeit so sehr mit Arbeit überlastet, daß er erst nach mehreren Monaten Zeit fand, die Arbeit so zu organisieren, daß auch sein Untergebener daran teilhatte.

Oder ich denke an jenen andern, ziemlich hohen Beamten, der sich mit seinem Chef überworfen hatte. Gründe für die Einleitung eines Disziplinarverfahrens waren nicht vorhanden, und so rächte sich der Chef damit, daß er seinem Untergebenen einfach keine Arbeit mehr zuwies. Erst mit einer Beschwerde erzwang nach einem halben Jahr der zum Nichtstun verurteilte Beamte seine Versetzung.

Bei diesem Anlaß kann ich nicht umhin, mir ein paar Gedanken über die

Beamtenhierarchie

im allgemeinen zu machen. Jeder ist Chef und Untergebener zugleich; und zwischen all diesen Untertanen- und Vorgesetztenverhältnissen geht die Verantwortung des Einzelnen verloren wie eine Stecknadel in einem Haufen Sägemehl. Da der Chef nur die Unterschrift unter die Schriftstücke setzt, schiebt er die Verantwortung dem zu, der sie verfaßt, höchstens noch dem, der sie visiert hat. Und da der Verfasser eines

Schriftstückes sein Elaborat nicht mit seinem Namen zu decken hat, fühlt er sich dafür auch nicht verantwortlich. Weil aber das Chef-Sein den meisten Beamten ein Gefühl der Befriedigung, ein Erfüllt-Sein vom eigenen Wert und vom Unwert der Untergebenen vermittelt, und weil es sich anderseits nicht im Übernehmen einer Verantwortung auswirken soll, so kommen eben viele Chefs dazu, ihre Überlegenheit an kleinen, nutzlosen und oft lächerlichen Dingen zu zeigen und geltend zu machen.

So ist es zum Beispiel in einer Verwaltungsabteilung üblich, daß gewisse Büroartikel nur an « höhere » Beamte und Angestellte abgegeben werden. Dazu gehören einfachste Dinge wie Scheren, Brieföffner und Heftapparate, an denen offenbar Mangel herrscht, aber auch und vor allem Schreibtische und dazu passende Stühle mit Seitenlehne und — der Traum so vieler — Unterschriftenstempel, mit denen die Briefkopien signiert werden können. Wer — außer einem Einzelbüro — diese Dinge besitzt, wird allgemein und stillschweigend als Chef anerkannt und genießt erhöhte Achtung.

Werden nun durch Austritt eines Beamten oder aus einem andern Grund solche begehrte Dinge frei, so entspinnt sich ein zäher und für stille Beobachter höchst passierlicher Kampf unter den « Besitzlosen ». Der Materialverwalter wird umschwärmst, als ob er Millionen zu verteilen hätte, es wird intrigiert und denunziert, kurz, ein paar Tage lang sieht jeder im Nächsten einen Todfeind, den es zu vernichten gilt, bis sich schließlich die Besitzesverhältnisse geklärt haben und der oder jener Besitzer eines richtigen Schreibtisches und eines dazu passenden Stuhles samt den übrigen notwendigen Utensilien geworden ist. Da lehnt sich dann der solcher Art in der Hierarchie Gestiegene mit echter Chefmanier wohlig in seinen Lehnen zurück, bläst aus seiner Pfeife genießerisch blaue Wolken in die Luft, tändelt mit großer Würde und Selbstverständlichkeit mit Schere oder Brieföffner, als halte er ein Zepter oder einen Bischofsstab in seinen Händen und fühlt sich zu Höchstem geboren. Ja, so wenig

braucht manchmal ein Beamter, um für ein paar Wochen zufrieden zu sein.

Auch einer meiner Kollegen war einmal auf diese Weise zu Amt und Würde gelangt. Er hatte einen ziemlich unverträglichen Charakter und besaß in kleinsten Dingen einen ausgesprochenen Dickschädel. Sein Schreibfräulein hatte unter seiner kleinlichen und pedantischen Art nicht wenig zu leiden. Alles, auch die geringfügigsten und nebensächlichsten Dinge mußten nach seinem Kopf gehen, und als er seine Macht auch noch äußerlich dokumentiert hatte, war es mit ihm vollends kaum mehr auszuhalten. War aber einmal eine Frage von einiger Tragweite zu entscheiden, so packte er, selbst wenn die Entscheidung in seiner Kompetenz lag, sein Aktenbündel zusammen, lief zum Chef und holte dessen Rat ein. Auf diese Weise entschlug er sich jeder wirklichen Verantwortung.

Der umgekehrte Fall: Unter den Untergebenen des Abteilungschefs einer kantonalen Verwaltung befand sich ein Volkswirtshafter, der zwar viele Jahre jünger als sein Vorgesetzter, diesem aber an Wissen und Intelligenz weit überlegen war. Dieser Tatsache war sich der Chef zweifellos bewußt. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen schikanierte er seinen Untergebenen, wo er nur konnte. Er kritisierte seinen Stil, seine Arbeitseinteilung, ließ ihn Briefe schreiben, wo ein rascher Telephonanruf genügt hätte, er gab ihm das dunkelste Büro und das schlechteste Schreibfräulein, beschäftigte ihn mit untergeordneten Arbeiten und entblödete sich nicht, in die ihm zur Unterschrift vorgelegten Briefe mit Rotstift Kommata einzusetzen und durchzustreichen, um die nochmalige und höchst überflüssige Abschrift dieser Briefe zu erzwingen. War aber einmal der Chef vor eine schwierige Entscheidung gestellt, dann erinnerte er sich der Qualitäten seines Untergebenen und überließ diesem die ganze Angelegenheit zur Behandlung.

Ich erinnere mich auch des Chefs einer Amtsstelle, dem es nicht eingefallen wäre, von Zeit zu Zeit einen Blick in sämtliche Büros, die ihm unterstellt waren, zu werfen

und zu überprüfen, ob rationell gearbeitet werde. Dafür stand er oft morgens um acht Uhr vor dem Eingang seines Amtes und kontrollierte die Zuspätkommenden. Auch ich war einmal unter ihnen und erhielt meinen Rüffel. Als ich mich damit entschuldigte, ich hätte bis neun Uhr doch nichts zu tun, weil ich am Vorabend aufgearbeitet habe, schrie mich der Chef an, das sei ihm gleichgültig, ich hätte auf jeden Fall um acht Uhr an meinem Arbeitsplatz zu sitzen !

Ja, sitzen! Da fällt mir der etwas massive Witz vom Huhn und dem Beamten ein. Welcher Unterschied besteht zwischen beiden ? Keiner ! Beide machen es mit dem Hintern! Leider ist es allzuoft so, daß der Beamte seine Pflicht weniger durch produktive Arbeit als durch bloßes Anwesen sein, durch « Absitzen » erfüllen kann. Aber das führt bereits zu einem weiteren, zwar kaum zu vermeidenden, aber um so weittragenderen Übel im Beamten-dasein: der manchmal bis ins Groteske ge-steigerten

Arbeitsteilung.

Beamte kleiner Gemeinden mögen darunter weniger leiden als kantonale oder gar eidgenössische Beamte. In diesen großen « Betrieben » ist ja eine Bewältigung der Arbeit gar nicht anders möglich als durch ihre Aufteilung in möglichst viele einzelne Arbeitsgänge (und das ist auch der Grund, weshalb in Großunternehmungen der Privat-wirtschaft oft ähnliche Erscheinungen auf-treten wie in den öffentlichen Verwaltungen). Der große Nachteil dieser Arbeits-teilung ist der, daß der einzelne Arbeitsgang im Gesamten verschwindet und der einzelne Beamte, der in das große Räderwerk des Verwaltungsapparates eingespannt ist, den Überblick verliert und Wert und Sinn seiner meist sehr stereotyp gewordenen Tä-tigkeit nicht mehr einzusehen vermag.

Freilich, wo Wert und Sinn dieser Arbeit überhaupt noch vorhanden sind, mag man diesen Übelstand noch hinnehmen. Aber vielfach ist es eben so, daß die Beamten nun einmal da sind, und man, um sie

nicht auf die Straße stellen zu müssen, zwi-schen zwei notwendige Arbeitsgänge eine dritte, nutzlose und überflüssige Arbeit einschiebt. Das ist Beamtenarbeitsbeschaf-fung ! Es ist ja so leicht, die Arbeit zu komplizieren. Weshalb ist es zum Beispiel notwendig, daß jedes Schreiben, das eine Amtsstelle verläßt, durch mindestens drei Hände geht, bevor es verpackt und spe-diert wird ? Der Chef liest ja die Briefe doch durch, die er unterschreibt, ob sie nun visiert seien oder nicht; und wenn er sie nicht durchliest, so könnte ebensogut der visierende Beamte seinen Namen dar-unter setzen. Doch dies ist ein harmloses Beispiel. Durch Vereinfachung könnte hier kaum mehr als ein Beamter pro Amtsstelle eingespart werden.

Ärger sind die Fälle, wo Beamte, die durch Rationalisierung an anderer Stelle oder dadurch, daß sie mit einer nur vor-übergehenden Arbeit betraut waren, sich ihrer Beschäftigung ganz oder teilweise be-raubt sehen. Da wird dann die bescheidene, vielleicht noch notwendige Tätigkeit auf-gebauscht, da werden kleine, sinnlose Neben- und Zwischenbeschäftigungen ein-geschaltet, es wird eine Registratur ange-legt, die niemand benützt, es werden Ver-zeichnisse erstellt und Formulare zum xten Male kontrolliert und mit einem Zeichen versehen, bevor sie ihren Weg weitergehen. Und all das tun sie geschäftig und eilig, scheinen stets mit Arbeit überlastet zu sein, rennen hin und her und kontrollieren und registrieren, und ihre Vorgesetzten, die von ihnen nichts sehen als ihre andauernde Geschäftigkeit, denken nicht daran, daß ihre Anwesenheit vielleicht nicht hinrei-chend begründet sein könnte.

Eine Amtsstelle hatte während des Krieges an Private auf Gesuch hin bestimmte Bewilligungen zu erteilen. Das Gesuch mußte von verschiedenen Unterlagen und Beweismitteln begleitet sein. Da diese Unterlagen oft fehlten, entspann sich zwischen Amtsstelle und Gesuchsteller ein reger Briefwechsel. Der Angestellte, der mit dieser Aufgabe betraut war, hatte während der ersten Kriegsjahre vollauf zu tun. Gegen das Kriegsende hin aber nahmen die Ge-

suche beträchtlich ab, und der gute Mann fürchtete um seine Stelle. Er begann deshalb, in seine Korrespondenz « System » zu bringen, indem er von jedem Brief, den er schrieb, eine weitere Kopie anfertigte, diese nummerierte und klassierte und auf einem Verzeichnis unter derselben Nummer Empfänger und Gegenstand des Briefes aufführte. Bei dem Gebiet, das er zu bearbeiten hatte, waren vielleicht etwa fünfzig verschiedene Briefe möglich, und so wurde es dem Mann mit der Zeit möglich, jedesmal, wenn er einen Brief zu schreiben hatte, im Verzeichnis nachzusehen, das entsprechende Muster hervorzuholen und den neuen Brief davon abzuschreiben.

Doch das Verzeichnis genügte ihm mit der Zeit nicht mehr. Es mußte eine Kartothek her, auf deren Reiter die einzelnen Sachgebiete in Rundschrift und in alphabatischer Reihenfolge prangten. Auf diese Weise gelang es ihm, die Arbeitszeit pro Brief auf das Doppelte zu erhöhen; denn das Abschreiben brauchte keine Minute weniger Zeit, weil er die einzelnen Sätze und Wendungen ohnehin schon lange im Kopf hatte.

Als der gute Schimmelreiter auch mit diesem System seine acht Stunden nicht mehr auszufüllen vermochte, begann er über seine ausgehende Korrespondenz eine genaue Statistik zu führen. Das ging so lange, bis die Bewilligungspflicht für das betreffende Gebiet aufgehoben wurde und der Beamte wohl oder übel versetzt werden mußte.

In einem andern Amt trieb lange Zeit ein Ausläufer sein Unwesen, der den einzelnen Beamten jeden Morgen Dossiers zur Bearbeitung überbringen mußte. Der Mann hatte ungefähr zehn Beamte zu bedienen. Mit der Zeit nahm auch in diesem Amt aus verschiedenen Gründen die Zahl der eingegangenen Dossiers ab, und der Ausläufer begann um seine Stelle zu bangen. Da wurde durch Zufall ein Büro frei. Der Ausläufer belegte es mit Beschlag, und statt daß er nun, wie bisher, die Dossiers direkt vom Chef zu den Beamten brachte, trug er sie erst in sein « Büro » und begann dort drin eine geheimnisvolle und emsige

Tätigkeit zu entfalten. Jeder Beamte erhielt eine Kartothekkarte, auf der jedes Dossier, das ihm zur Bearbeitung übergeben wurde, eingetragen werden mußte, und ebenso erhielt jedes Dossier eine Karte, auf der Nummer und Name des Dossiers, Name des Bearbeiters und Datum der Übergabe eingetragen wurde. War ein Dossier fertig « behandelt », so wurde es auf den entsprechenden Karten vermerkt. Dadurch war es dem Ausläufer möglich, jederzeit anzugeben, wer welches Dossier und in welcher Zeit bearbeitet hatte. Es fragte ihn jedoch nie jemand danach, da dieselbe Registratur schon seit jeher in der Kanzlei des betreffenden Amtes geführt wurde. Aber immerhin, der Ausläufer war stets beschäftigt, und noch heute zweifelt niemand an seiner Notwendigkeit.

Beamtenschrullen

Und doch: für alle diese Beamten und Angestellten, die den Sinn ihrer an und für sich notwendigen Arbeit nicht einzusehen vermögen oder die eben tatsächlich eine sinnlose Arbeit verrichten, für sie alle sinkt ihr Tagewerk zu einem fortwährenden Warten auf das pensionsfähige Alter herab. Für ihre Arbeit empfinden sie nichts als Langeweile oder bestenfalls einen latenten Haß, der sich von Zeit zu Zeit zu heftigen Wutausbrüchen steigert. Aus ihnen werden notwendigerweise die schrulligen Witzblattfiguren, die den Sinn für die Realität, für Wert und Wertlosigkeit verloren haben und die, um ihrem Leben die notwendigen Spannungen zu geben (ohne die auf die Dauer kein Mensch auszukommen vermag), oft auf die merkwürdigsten Absonderlichkeiten verfallen.

Jener Beamte, der in seinem Büro eine Kaktuszucht anlegte, ist da noch ein harmloses Beispiel. Schlimmer stand es schon um jenen meiner Kollegen, der von der fixen Idee besessen war, bei betreibungsamtlichen Versteigerungen lasse sich am günstigsten einkaufen. Der brave Mann trug Sommer und Winter hohe Stehkragen, und, sobald ein Sonnenstrahl fiel, altmo-

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen



Antworten siehe Seite 92

dische, steife Strohhüte. Er gestand mir einmal, bei einer Gant dreihundert weiße Stehkragen und fünfzig Strohhüte gekauft zu haben. Und nun müsse er das Zeug eben tragen.

Ein anderer Kollege fand sein Büro zuwenig bequem eingerichtet. Um nicht aufstehen zu müssen, wenn er das Fenster öffnen oder das Licht anzünden wollte, hatte er es mit einem komplizierten System von Schnüren, Drähten, Rollen und Hebeln so weit gebracht, daß er alles von seinem Stuhl aus bedienen konnte. Ein paar dieser Schnüre liefen dem Boden entlang, und einmal, als er sich ihrer nicht achtete, stolperte er darüber und fiel hin. Da hatte sogar er genug von dem Unfug.

Eine Zeitlang arbeitete in meinem Büro ein Beamter, der sich zum Erfinder geboren fühlte. Er arbeitete deshalb weniger für das Amt als an seinen Erfundenen. Solange ich mit ihm zusammenarbeitete (das war während des Krieges), erfand er einen neuen Ofen, mit dem man Kohle sparen konnte. Das System war vielleicht nicht schlecht, aber statt Kohle war Elektrizität notwendig, die ebenso rar war. Und nach dem Krieg hatte niemand mehr Interesse an seinem Kohlensparer.

Ein anderer meiner Kollegen hatte sich den Schachproblemen verschrieben, die er selber zusammenstellte. Seine Spezialität waren Vierzüger, und er brachte es darin zu einer gewissen Virtuosität. Stets trug er ein Taschenschachspiel bei sich, und nachdem ihn der Chef damit im Büro erwischt hatte, befand er sich oft mehr als eine Stunde in der Toilette und komponierte dort seine Probleme.

In ihrer Arbeit sind solche Leute hoffnungslos festgefahren. Da sie in ihr keinen Sinn sehen, vermögen sie in diese auch keine Abwechslung zu bringen. Zudem bleibt ihre Tätigkeit oft jahrelang die gleiche. Eine raschere Beförderung junger, fähiger Leute gibt es nicht. Jeder hat mit dem Emporrutschen zu warten, bis irgendwo über ihm durch Tod oder Austritt ein Platz frei wird. Erst dann erhält er durch Beförderung eine neue Arbeit zugewiesen, in die er sich in vierzehn Tagen eingearbei-

tet hat und die ihm deshalb nur für kurze Zeit Neues bietet.

So wird der Beamte, ob er will oder nicht, zum Gewohnheitstier. Er gewöhnt sich an seine Arbeit, an seine Pflichten und Rechte, an seine Umgebung, an seinen Arbeitsplatz, an seine festen, regelmäßigen Arbeitszeiten.

Einer meiner Kollegen hatte sein gesamtes Büromaterial, Stuhl, Papierkorb, Tintenfaß, Tampon usw. mit seinen Namen gezeichnet. Eines Tages war wahrscheinlich von der Putzfrau sein Papierkorb verwechselt worden. Einen ganzen Morgen irrte der Arme verstörten Blicks in den fünfzig Büros seines Amtes umher und gab sich erst zufrieden, als er wieder «seinen» Papierkorb besaß.

Vor einiger Zeit wurden in Bern, um dem Stoßverkehr zu begegnen, die Arbeitszeiten um eine Viertelstunde vorverlegt, d. h. man begann morgens um ein Viertel vor acht, statt um acht Uhr, und hörte um ein Viertel vor zwölf Uhr auf. Ein Beamter mit fast zwanzig Dienstjahren war so sehr an die alten Arbeitszeiten gewöhnt, daß er diese Verschiebung nicht ertragen konnte. Was tun? Als gehorsamer Beamter wollte er natürlich nicht jeden Tag zu spät in sein Amt kommen. So richtete er die Uhr, die in seinem Büro hing, um eine Viertelstunde vor und lebte nun, wenn er morgens ins Büro kam, in der süßen Illusion, er beginne seine Arbeit, wie bisher, um acht Uhr. Und am Mittag, wenn seine Privatuhren zwölf Uhr zeigte, packte er zusammen und begab sich zufrieden nach Hause. Ob er auch dort seine Uhren vorstellte, ist mir leider nicht bekannt. Ja, soweit kann es das Gewohnheitstier «Beamter» bringen!

Aus dieser Einstellung des Beamten röhren die oft geradezu anekdotenhaft wirkenden Amtsschimmeleien. Die Gewohnheit, die Unfähigkeit, eine eigene Entscheidung zu treffen, und die Furcht vor der Verantwortung treiben diese Beamten dazu, sich stets und stur an den Paragraphen zu halten, und da sich nun einmal das ewig pulsende und immer wieder wechselnde Leben nicht mit Paragraphen einfangen läßt, entstehen daraus die oft so grotesken Büro-

kratien. Wie wäre es sonst zu erklären, daß der Verwalter eines Genfer Spitals einem amerikanischen Automobilisten, der aus Gutmütigkeit Verunfallte auf der Straße aufgelesen und in die Stadt zurückgeführt hatte, die Aufnahme der zum Teil Schwer-verletzten verweigerte mit der Begründung, es sei Sonntag und da brauche es eine Ausnahmeverfügung?

Aber solche Dinge, unter denen wohl schon jeder Leser zu leiden hatte, sind zu bekannt, als daß sie hier weiter aufgezählt werden müßten. Was aber der Außenstehende nicht kennt, das ist das Verhalten solcher Leute im Amt selber, ihren Kollegen, Vorgesetzten und Untergebenen gegenüber. Doch um dieses Verhalten zu erklären, muß ich erst noch auf etwas anderes hinweisen.

Tretmühle ohne Ausweg

Wenige «Berufe» bedürfen so geringer Vorbildung und Kenntnisse wie der des Beamten. Ich kenne Beamte und Angestellte öffentlicher Verwaltungen, die früher Hilfsarbeiter oder Kleinhandwerker waren und sich während des Krieges oder der Krise irgendein Registratorenpöstchen eroberten und nun auf ihrem neuen Platz, für den sie keinerlei Vorkenntnisse mitbrachten und benötigten, festgewachsen sind. Einige davon haben vielleicht später noch ein paar Abendkurse für allgemeine Büroarbeiten besucht, um sich die Beförderung zu erleichtern, und alle sitzen heute so fest im Sattel wie irgendein angestammter unterer Beamter.

Aber auch die andern, die jungen kaufmännischen Angestellten und Verwaltungshilfen, welche Kenntnisse bringen sie schon mit? Und welche brauchen sie? Fast keine. Was sie können und wissen müssen, das lernen sie in den vierzehn Tagen, da sie eingearbeitet werden, und was sie in dieser Zeit lernen, das genügt ihnen für den Start und das Geheilen in der Beamtenlaufbahn. Aber dann, auf einmal, kommt die Zeit, da sie sich zu langweilen beginnen, da sie an der Sinnlosigkeit ihrer

Arbeit verzweifeln wollen, und dann sehen sie plötzlich, daß ihnen « der Weg zurück » abgeschnitten ist, daß man sie jetzt « draußen », in der Privatwirtschaft nicht mehr will. Dort hat man Vorurteile gegen Beamte, die eben nicht nur Vorurteile sind. Man weiß dort, daß diese Leute in vielen Fällen wenig gelernt, vieles davon vergessen und nichts dazu gelernt haben. Ja, und dann wissen diese jungen Leute auf einmal, daß die Stelle, die sie vielleicht erst nur als Übergang zu etwas anderem angesehen hatten, die sie vielleicht auch als Sprungbrett zu etwas Besserem benützen wollten, daß diese Amtsstelle ihre Lebensstelle geworden ist, daß sie gar keine andere Wahl mehr haben, als dort zu bleiben, bis die Zeit ihrer Pensionierung gekommen ist. Und damit kommt die Zeit, wo sie das, was sie erst freiwillig taten, gezwungenen tun. Sie fühlen sich gefesselt, an einen Posten gebunden, dem sie gerne entfliehen möchten und der sie doch nicht losläßt. Sie fühlen sich als Gefangene, als Häftlinge, und ihr Haß gegen diese Unfreiheit (der bei manchem vielleicht nur im Unterbewußtsein schlummern mag) richtet sich auf ihre ganze Umgebung.

X., den ich kennen lernte, als er etwa 45 Jahre alt war, sagte mir am Tag meines Eintritts in die Verwaltung: « Treten Sie lieber heute schon wieder aus als erst morgen! » Und dabei war ich so froh, endlich, nach dreizehnjähriger Schulzeit und zwei Jahren Militärdienst selber etwas verdienen zu können! Heute muß ich zugeben, daß X. die Situation richtig sah. Leider hatte er es aber nicht gelernt, daraus für sich selber die richtigen Schlüsse zu ziehen. Er war einer der ärgsten Querulanten und Intriganten, die ich je angetroffen habe. Lange verwunderten wir uns, woher wohl der Chef alle die Kenntnisse über unsere privaten Verhältnisse besaß, die uns so oft erstaunten. Bis wir entdeckten, daß X. alles, was in unserm Büro gesprochen wurde, dem Chef zu hinterbringen pflegte. Und manchmal waren das für uns recht unangenehme Dinge.

Ein mit mir ungefähr im gleichen Alter stehender Kollege versuchte während der

zwei Jahre, die ich mit ihm zusammen arbeitete, ständig, eine Anstellung in der Privatwirtschaft zu finden. Er war verlobt, wollte jedoch nicht heiraten, bevor der geplante Stellenwechsel vollzogen war. Seine Sammlung von Stellenangebotskopien wuchs und wuchs — aber die Stelle fand er nicht. Da machte seine Braut eine kleine Erbschaft von ein paar tausend Franken. Es wurde geheiratet, und mein Kollege gedachte einen eigenen Handel aufzutun. Das war kurz nach Kriegsschluß, wo viele Beamte von der Konjunktur zu derartigen Dingen verlockt wurden. Kaum ein Jahr nach seinem Austritt sah ich den « Absteiger » wieder.

« Was macht das Geschäft? » fragte ich ihn.

« Geschäft? » gab er zur Antwort, « nichts ist damit. »

« Ja, wo arbeitest Du denn jetzt? »

Er lächelte bitter. « Im Betriebsamt. Ich fülle den ganzen Tag Betriebsurkunden aus! »

Seine Kenntnisse reichten eben nicht zum selbständigen « Geschäft » aus. Und so wie ihm ist's noch manchem gegangen.

Freilich, dann und wann gelingt es einem Jungen, der rechtzeitig seine Fesseln erkennt, abzuspringen und in einer andern Stelle von vorn anzufangen. Aber viele verheiraten sich im Laufe der Zeit (sie leben ja in einer sicheren Position!), sie gewöhnen sich an einen gewissen Lebensstandard, den das Beamtendasein mit sich bringt, sie stellen Kinder auf die Welt, und mit diesen familiären Verpflichtungen wird es ihnen unmöglich, anderswo frisch zu beginnen.

Und nun wirken diese Grundgefühle des Beamten zusammen: Das Gefühl des Gefesselteins, das Gefühl der Sinnlosigkeit der Arbeit und die Gewohnheit: man mag sich leicht vorstellen, welch andauernde Unzufriedenheit mit dem Schicksal daraus entstehen kann. Das Zusammenwirken dieser verschiedenen Momente ist es, was das Beamtendasein oft fast unerträglich macht. Man verrichtet tagtäglich eine Arbeit, die man nicht liebt (denn wie könnte man eine sinnlose Arbeit lieben?) und weiß genau, daß man sie noch weitere zehn, zwanzig

oder dreißig Jahre lang verrichten muß: das genügt, um aus dem liebenswürdigsten Menschen mit der Zeit einen bärbeißigen Gesellen zu machen.

Zu Beginn meiner Tätigkeit als Beamter saß ich einem Kollegen gegenüber, der das Lachen überhaupt verloren zu haben schien. Er reagierte seine Unzufriedenheit durch ewige Nörgeleien ab. War am Morgen, wenn er das Büro betrat, das Fenster geöffnet, so schloß er es mit einer giftigen Bemerkung über die sibirische Kälte. War es geschlossen, so sprach er von einem Bratofen und riß es auf. Dann holte er seinen privaten Staublappen hervor und begann, unter heftigem Schimpfen auf die Putzfrau, seinen Arbeitsplatz abzustauben. So ging das weiter den ganzen Tag. Seine Bleistifte lagen nicht am richtigen Platz, der Ausläufer legte seine Formulare ungenau hin, die Türe wurde zu heftig zugeknallt, die Kollegen sprachen zu laut, kurz: nichts war ihm recht.

Manchmal, wenn ich glaubte, seine Nörgeleien nicht mehr aushalten zu können, stellte ich mir vor, daß dieser Mann auch einmal jung, hoffnungsfröh, ab und zu vielleicht verliebt und zu tollen Streichen aufgelegt gewesen war, und wenn ich mir das bis in alle Einzelheiten vorgestellt hatte, dann fühlte ich nichts mehr als ein großes Bedauern mit ihm und seinem Schicksal, das aus einem lebenskräftigen Jüngling einen alten, bärbeißigen Nörgeler hatte machen können.

Ich verlor ihn dann für Jahre aus den Augen und sah ihn erst vor ein paar Monaten wieder. Wir kamen auf unsren Beruf zu sprechen, und er erzählte mir ein Stück seiner Lebensgeschichte. Er hatte studiert, Sprachen und Geschichte. Eine Zeitlang war er Assistent eines Hochschulprofessors gewesen. Dann hatte er ein Mädchen heiraten müssen, und damit war er gezwungen gewesen, für den Unterhalt einer Familie zu sorgen. Zu allem Unglück war noch seine Frau schwer erkrankt, und so hatte er dankbar einen untergeordneten Posten in einer Amtsstelle angenommen. Und da war es ihm ergangen wie so vielen: er war von diesem Posten nicht mehr losgekom-

men. Seine Familiensorgen hatten ihm die Freizeit geraubt, um seine Studien weiter zu betreiben, Literaten waren ohnehin nicht gesucht, er hatte seine « geistigen » Interessen verloren und war zum eingefleischten Beamten geworden.

Doch auch weniger unglückliche Beispiele gibt es. In einer Verwaltung fiel mir ein Beamter auf, der im Gegensatz zu seiner Umgebung stets ein fröhliches Gesicht zeigte und oft zu tollen Streichen aufgelegt war. Eines Abends saß ich mit ihm bei einer Flasche Wein, den er zu schätzen wußte und der ihm die Zunge löste.

« Mit zwanzig Jahren bin ich zu Hause durchgebrannt », erzählte er mir. « Ich habe viel gesehen, und nach zwei Jahren des Umherirrens wurde ich auf Java Plantagenaufseher. Nach weitern zwei Jahren fuhr ich für sechs Monate in die Schweiz zurück, um mir eine Frau zu holen, denn ohne eine Gefährtin kommt man dort unten nicht aus. Ich fand sie und fuhr mit ihr zurück. Doch leider ertrug sie das Klima nicht und wurde krank. Ich mußte mit ihr wieder in die Schweiz zurückkehren. Geld hatte ich keines, und Freunde, die mir hätten helfen können, besaß ich auch nicht. So wurde ich Angestellter in dieser Verwaltung, und später wurde ich sogar zum Beamten gewählt. Jetzt bin ich fünfzig, aber haben Sie keine Angst, ich bleibe nicht mein Leben lang hier. » Und dabei lachte er unternehmungslustig.

Und wirklich, ein halbes Jahr später starb seine Frau, die kränklich geblieben war, der unternehmungslustige Witwer ließ sich seine Einlagen in die Beamtenkasse auszahlen und fuhr nach Südamerika, um dort eine Farm zu übernehmen.

Ein anderer Kollege rettete sich auf weniger anständige Weise aus dem Beamtentum. Seinen Haß auf das Dasein ließ er besonders zu Hause an seiner Frau aus. Man erzählte sich über die Art, wie er sie behandelte, nicht sehr schöne Dinge. Nach fünfzehnjähriger Dienstzeit lernte er eine schwerreiche, aber ebenso dumme wie häßliche Dame kennen, der zur Glückseligkeit nur noch der Mann fehlte. Mein Kollege setzte eine Scheidung durch und heiratete

das Geld der andern. Heute lebt er als Privatier in einer Villa am Genfersee.

Quellen der Kraft

Gewiß, das Beamtenleben gibt Sicherheit. In materieller Hinsicht ist für den Beamten gesorgt. Diese Sicherheit ist es, um der willen die Beamten so oft beneidet werden. Aber ist es nicht gerade die Unsicherheit, der tägliche Kampf ums Fortkommen, das «vor neue überraschende Situationen gestellt sein», das den Menschen jung und tatkräftig, initiativ und beweglich erhält? Die Sicherheit, der Gedanke «mir kann nichts passieren», schläfert ein und läßt die besten Kräfte verloren gehen, das Lebensmark anfaulen. Worin ist ein sechzigjähriger Beamter weiter als vor dreißig Jahren? Meist in nichts.

Das Leben des Beamten, seine innere Entwicklung ist schon zu Beginn seiner Laufbahn abgeschlossen, wenn — ja, wenn er eben nicht all diese Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten, die seine Stellung mit sich bringt, klar erkennt und täglich, ja ständig gegen sie ankämpft, ihnen positive, innere Kräfte entgegensemmt und sich bemüht, trotzdem nicht zu verfaulen bei lebendigem Leib, immer und immer wieder versucht, hinter den Formularen, Gesuchen und Eingaben das frische, tätige Leben zu sehen, das draußen herrscht, die Menschen, denen er im Amt und außerhalb des Amtes begegnet, als Menschen zu sehen und nicht nur als Objekte, die «behandelt» werden müssen. Er muß es verstehen, die Sicherheit, die ihm sein Amt gibt, dazu zu benützen, außerhalb des Amtes, in seiner Freizeit sich weiterzubilden, auch wenn

ihm dies keinen materiellen Gewinn einträgt, die Spannungen dort zu suchen, wo sie auch für ihn noch vorhanden sind: in seiner Familie, bei seinen Kindern. Er muß sich bemühen, Mensch zu bleiben inmitten des «Beamtenapparates» und nicht, trotz allem nicht, zu einem Maschinenteil zu werden, zu einem Rädchen, das sich nur dreht, wenn es von einem andern Rad in Bewegung gesetzt wird.

In Bern wurde kürzlich eine Ausstellung von Freizeitarbeiten, besonders Gemälden, des PTT-Personals gezeigt. Sie überraschte zwar durch keine überragenden Meisterwerke. Wohl aber hat sie, was wichtiger ist, bewiesen, daß die schöpferischen Kräfte bei diesen Beamten nicht verloren gegangen sind. Das ist nur ein Beispiel von vielen andern, wie trotz allem eine sehr große Zahl von Beamten dem Leben und damit ihrer Arbeit gegenüber eine gesunde Einstellung bewahrt haben. Nicht nur technische Beamte, welche ja als solche noch eine eigentliche Berufssarbeit leisten, sondern auch eigentliche Verwaltungsbeamte, die, je eintöniger ihre Arbeit ist, um so gefährdeter sind. Wenn es diesen dennoch gelingt, die richtige Haltung dem Leben gegenüber zu behalten, dann werden sie auch gute Beamte sein. Sie empfinden ihre Arbeit nicht als ein ihnen von irgendeinem Chef oder einer Wahlbehörde übertragenes Amt, sondern als eine Aufgabe, die ihnen vom Volk anvertraut wurde und die sie zum Nutzen ihrer Mitmenschen nach besten Kräften ausführen.

Wenn ich mir das alles überlegt habe, dann fülle ich mein Formular doch getrost aus.

Beruf: Beamter.

SSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSSS